

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 53.

Donnerstag, 4. März.

1915.

Dore.

(10. Fortsetzung.)

Roman von E. Krideberg.

Nachdruck verboten.

Der Wind schien sich ausgetobt zu haben. Die plötzliche Stille hatte etwas Unheimliches, bleischwer lag der Himmel über der Erde, als ob er voll Schnee hing. Am Zaun ihres Gartens trennte sich Heinz von Dore.

„Adieu, Dore! So werden wir also einstweilen weiter wie bisher, jeder allein, unsere Straße wandeln, aber obwohl du mir bitter weh getan hast, verzichtet habe ich darum doch nicht, und ich lasse die Hoffnung vorläufig nicht sinken. Eines Tages werde ich erfahren, was nach menschlichem Ermessen nie eintreffen wird, und was man vielleicht doch zum Eintreffen zwingen kann. Der Treue und Standhaftigkeit ist schon manches gelungen! Jetzt, da ich weiß, daß es ein Hindernis zu bekämpfen gibt, ehe du mir gehörst, bin ich nur noch fester an dich gebunden, wenn das möglich ist.“

Also doch alles umsonst! Alle Selbstverleugnung, der ganze aufreibende Kampf mit dem eigenen Herzen! Und dabei nicht einmal das stählende Bewußtsein zu besitzen, eine Heldentat selbstloser Freundschaft verrichtet zu haben! Wie groß stand Heinz in seiner unverrückten Pflichttreue neben ihr: bei ihm gab es kein Wanken und Zweifeln, sie dagegen kam aus den Ängsten, dem Erwägen, der Feigheit nicht heraus. Er dachte nur an das Glück der Freundin allein, bei ihrer Weigerung, ihm zu gehören, spielte die Selbstsucht eine große Rolle. Wenn er zu ihr gekommen wäre mit der Werbung: „Sei mein, ich liebe dich so, daß ich nicht leben kann ohne dich“, dann würde „die kleine einäugige Gärtnerin, die keine passende Frau für den Erbherrn von Luisenwerder war“, unbekümmert um die Enttäuschung der Eltern, die Folgen der Mesalliance, das Gerede der Leute, auftauchend in seine Arme gesunken sein, nur dem Wunsch hingegeben, ihn glücklich zu machen! Da endete all ihr Edelsinn! Das war ihre Charakterkraft! In ihrer Selbstweinigang erschien sie sich als das erbärmlichste Geschöpf auf Gottes Erdboden.

Heinz war, nachdem er Dore verlassen hatte, auf einem großen Umweg nach dem Schloß zurückgekehrt. Wenn er nicht Pflichten gegen den Freund, der erst am Abend wegzufahren beabsichtigte, gehabt hätte, so würde er sich in seinem Zimmer eingeschlossen haben.

Eine Ruhelosigkeit und Bangigkeit ohnegleichen beherrschten ihn; zum erstenmal war sein felsenfester Glaube, den er wie einen Talisman gegen alle Lebensstürme mit sich herumgetragen hatte, der Glaube, daß Dore der gute Genius seines Hauses werden würde, erschüttert worden. Er mußte nun einsehen, daß es ihr ernst war mit ihrem Nein, aber was konnte das sein, die mysteriöse Bedingung, unter der sie allein sein Weib werden wollte, und die nie eintreffen würde? Er zermartete sich den Kopf, und je mehr er grübelte, um so ungeduldiger, brennender wurde das Verlangen, den unerbittlichen Widerstand packen und zertrümmern zu können.

Plötzlich kam ihm das Bewußtsein, mit welch Leidschaftlicher Unruhe er an die kleine Dore dachte, und ein Staunen ergriff ihn. Überhaupt — diese ewigen Reibereien und gegenseitigen Mißverständnisse jetzt! Früher hatte es stets zwischen ihnen gestimmt und nun diese törichten Weitläufigkeiten, wo sich doch alles so glatt und ruhig und selbstverständlich hätte entwickeln können! Anstatt der ruhigen Herzlichkeit von einst war jetzt ein Vulkan in seinem Innern, — und sie, die arme, kleine Dore, war blaß und elend geworden von allen Aufregungen der letzten Zeit. Er grüßte ihr bitter und bemitleidete sie zu gleicher Zeit mit einer Art schmerzlicher Nachsicht — seine Dore, sein Sorgenkind! Einen unangenehmeren, unklarerer Zustand konnte es nicht geben, und er durfte nicht einmal Liddy dafür verantwortlich machen, denn schon ehe sie kam, war nicht alles mehr so gewesen wie einst. Aber er hatte doch das Gefühl, als ob er sie mit einer Handbewegung fortschieben müsse, wie man eine unrichtige Zahl von der Tafel auswischt.

Graf Schliesen fuhr am Abend ab. Der Wagen der Grenings sollte ihn nach dem Nachbargut bringen, und Heinz wollte ihn ein Stück zu Pferde begleiten. Es war finster und regnerisch, und man riet ihm davon ab, aber er hatte das Bedürfnis nach körperlicher Bewegung, er hätte am liebsten, wie er Dore gesagt, mit dem Wind um die Wette gelaufen.

Erhitzt und bis auf die Haut durchnäßt kehrte er zurück. In Vestibül kam ihm Liddy entgegen. Sie hatte empfunden, daß Heinz am Nachmittag bei Dore gewesen war, und ihrem scharfen Blick war sein verkörtes Wesen unter der konventionellen Außenseite nicht entgangen. Ihr Spürsinn zog die richtigen Schlüsse daraus: etwas Außergewöhnliches hatte sich zwischen ihm und Dore ereignet — vielleicht etwas Entscheidendes — und etwas Gutes konnte es nicht gewesen sein nach Heinz' Gemütsverfassung zu schließen. Da war wohl ihre Saat ins Korn geschossen! Jetzt war ihre Zeit gekommen, jetzt galt es, mit Raffinement zu handeln.

Sie hatte seine Rückkehr erwartet, und mit einem glückseligen Ausruf der Erleichterung, als ob sie von namenloser Qual erlöst wäre, eilte sie ihm entgegen. „Gott sei Dank, daß du da bist! Wie habe ich mich um dich geängstigt! Es ist schauerhaftes Wetter, der Wind reißt fast das Dach vom Haus — und diese Finsternis! Und dich draußen zu wissen! Wenn das Pferd gestürzt wäre.“

„Nun, so schlimm ist es nicht“, sagte er kühl. Liddy's Gegenwart war das Allerlebte, was er in seiner Stimmung suchte.

„Es scheint doch, du tropfst ja förmlich... O Heinz, lieber, alter Heinz, ich sehe, du zürnst mir noch, — bitte — bitte, sei wieder gut, du weißt ja, wie kindisch unbesonnen ich oft etwas heraussplappere, was ich gar nicht denke. Es kommt auch alles bei mir viel sarkastischer heraus, als ich wünsche...“

„Wirklich?“

„Na, wirklich — und nun sei wieder gut! Erinnerst du dich noch einer Ferienzeit, die wir als kleine Kinder gemeinsam bei Onkel Forst verlebten? Einmal spielten wir Pferd, ich sollte das Pferd sein, und du wolltest den Reiter machen, aber es paßte mir nicht, an der Leine zu gehen, und da zankten wir uns ganz gewaltig, bis Onkel Forst dazu kam und sagte: „Kinder, seid nicht dumm! Vertragst euch, einmal ist Biddy der Reiter, das andere Mal Heinz! Marisch, gebt euch einen Versöhnungskuß!“ — Heute sollst du auch einen Versöhnungskuß haben.“ Sie legte ihre schlanken, weißen Hände auf seine triefend nasse Reithose, und mit ihrem bezauberndsten Lächeln bot sie ihm die Lippen.

Vor wenigen Stunden noch hätte er mit Leidenschaft von der Erlaubnis Gebrauch gemacht — in diesem Augenblick erfaßte ihn plötzlich ein Gefühl des Widerwillens. Etwas Courtisanenhaftes lag in der hingebenden Pose, mit der sie vor ihm stand, und er mußte sich Gewalt antun, daß er sich nicht mit Unwillen von ihr wandte. Langsam bückte er sich und berührte ihren Mund flüchtig, mit kalten Lippen, während eine glühende Sehnsucht nach Dore in ihm aufstieg und der jäh erwachende wilde Wunsch, sie statt dieser Biddy küssen zu dürfen. In diesem Augenblick kam ihm zum erstenmal seine große, tiefe Leidenschaft für die Freundin klar zum Bewußtsein, jene „andere“ Liebe. Er stürmte die Treppe hinauf und schloß sich in seinem Zimmer ein.

Biddy stand eine Sekunde wie betäubt. Zorn, Überraschung und Grimm hatten alle Farbe aus ihrem Gesicht gewischt, und es erschien grau und leichenhaft im matten Licht der Halle, nur in den Augen war Leben, sie funkelten in dem erbarmungslosen, giftigen Saß einer Tigerin. Ein Laut der Wut entschlüpfte ihren Lippen, ihre kleine Hand ballte sich zur Faust: „Du — du sollst mich kennen lernen, du und die Bauerndirne!“

Wie eine Furie stürzte sie nach ihrem Zimmer, und als eine Stunde darauf ihre Kammerjungfer in der Gosindestube erschien, hatte sie verweinte Augen und ein zerkratztes Gesicht.

„Sie zerreißt wieder einmal alles“, klagte sie ihrer Kollegin, der Kammerjungfer Frau von Grenings, „das schöne kostbare Spitzenkleid zu lauter Puppenläppchen! Wenn sie es noch dazu hätte! Aber wenn man dazwischen springen will, frakt und beißt sie wie eine wilde Katze. Ich habe mit Mühe und Not die Korsetts gerettet, dafür aber fast ein Auge eingebüßt. Der Mann, der die einmal bekommt, muß die Reitpeitsche nehmen, wenn er mit ihr fertig werden will.“

Am anderen Morgen hatte sich das schlechte Wetter ausgetobt, draußen und drinnen. Biddy erschien strahlend heiter, wie der sonnige Herbstmorgen, beim Kaffee, Heinz hatte sich entschuldigen lassen.

„Ich weiß nicht“, sagte Frau von Grening kummervoll, „er kommt mir seit einiger Zeit so gedrückt und unster vor. Was mag ihm nur sein?“

„Was soll ihm wohl sein“, meinte Herr von Grening leichtsin. „Ihm wird die Zeit lang auf dem Lande, ist's nicht mehr gewohnt, oder Biddy hat ihn schlecht behandelt.“

„O nein, wie könnte ich es wagen! Das überlasse ich würdigeren Personen — die kleine Gärtnerin ist das Barometer seiner Laune.“

„Dann würde es stets auf „Geiter“ stehen“, sagte Frau von Grening mit Nachdruck; sie hatte längst mit geheimem Mißvergnügen die gelegentlichen kleinen Seitenhiebe Biddys auf Dore wahrgenommen. „Ich glaube, es gibt keinen Menschen mit einem harmonischeren Gemüt als unsere Dore.“

„O ja, sie selber!“ seufzte Biddy, „und ich beneide sie von ganzem Herzen um ihren schönen Gleichmut. Das schließt aber doch nicht aus, daß das Quecksilber bei andern ihre Wege auf „Veränderlich“ stehen kann.“

„Das mußt du erst näher erklären.“

„Nun, Heinz, ärgert sich doch offenbar, weil Dore so intim mit diesem Gärtner verkehrt . . .“

„Unfinn!“ rief Herr von Grening. „Dore und Rittmeister kennen sich seit ihrer Jugendzeit.“

„Freilich ist's Lustig, aber . . .“ sie kicherte in sich hinein. „Nun, Onkelchen und Tanten, ihr wißt doch auch, was sich liebt, das neckt sich, — und was sich liebt, ist eifersüchtig . . .“

„Wie meinst du das?“ rief Frau von Grening, höchst unangenehm berührt. Herr von Grening neigte sich ihr zu und fragte scharf: „Geht das auf Heinz oder Rittmeister?“

„Auf alle beide natürlich!“ lachte sie sorglos. Die Sache schien ihr unbändigen Spaß zu machen. „Ihr müßt doch nicht denken, daß ihr allein der kleinen Gärtnerin Vorzüge bemerkt. Und dann vergeßt ihr ganz, daß für eine Frau, selbst für die beste, die Ergebenheit eines Mannes schmeichehaft ist. Ich bin versichert, daß Dore gar nichts Ernsthaftes bei Rittmeisters Devotion empfindet, sie hat lediglich ihren Spaß daran. Aber in ihrer Unschuld und Harmlosigkeit könnte sie sich leicht bloßstellen, und es täte mir unendlich leid, wenn sie sich kompromittierte und womöglich ihre glänzenden Zukunftsaussichten vernichtete.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Na, Onkelchen, deutlicher kann ich nicht werden, will überhaupt nichts gesagt haben. Das sind heikle Dinge, in die man sich nicht mischen muß. Nur meine große Sympathie für Dore hat mich zu diesem kleinen Hinweis betrogen.“

„Was meint sie mit den glänzenden Aussichten?“ fragte der alte Herr seine Frau, nachdem Biddy gegangen. „Sie hat wohl Angst, wir könnten Dore adoptieren?“

„Ich weiß nicht, aber dahinter steckt etwas, an das „gute Herz“ Biddys glaube ich nimmermehr.“

(Fortsetzung folgt)



Wenn der Kopf das Licht des Herzens ist, so ist das Herz das Leben des Kopfes. S. T. Coleridge.

Landwehr-Pioniere.

Von Fritz Günther (Biesbaden).

S . . . an der Maas, Februar 1915.

Nicht von den Ruhmesblättern unserer Pioniere vorn in den Schützengräben will ich erzählen, wo sie der Infanterie die Verteidigungsstellung ausbauen und vorschieben, mit Drahtschere und Beil den Sturm auf die feindliche Stellung vorbereiten und ihn schließlich mit Minen und Handgranaten unterstützen. „Die vornehmste Aufgabe der Pioniere aber ist es, den Sturmkolonnen bahnbrechend voranzugehen.“ Dieser Satz, der uns während der Ausbildung, die schon 10 Jahre und länger zurückliegt, eingeprägt wurde, hat mir immer tiefst imponiert. Die Tatkraft und der Gelassenheit unserer Pioniere, deren Arbeit die verdiente Anerkennung gefunden hat, wenn sie sich in ihrem ganzen Umfang natürlich auch erst nach dem Kriege würdigen lassen, hat bewiesen, daß er von allen richtig verstanden wurde.

Aber man kann nicht immer stürmen, nicht alle Tage die Franzosen und Engländer aus ihren Stellungen hinausräuchern, und nicht alle können sich bei solchen Gelegenheiten hervortun. Es gibt noch so viel andere Arbeiten zu erledigen, die von den Pionieren geleistet werden müssen, Arbeiten, die an das Verständnis des Truppenführers ebensoviel Anforderungen stellen wie an die Auffassungsgabe und — ich will mal sagen — das Geschäftsinteresse der Unteroffiziere und Mannschaften. Ein Geschäft, man könnte betnahe sagen, ein größeres Betriebsunternehmen, stellt nämlich eine Pionierkompanie und in noch größerem Maße eine selbständige Landwehr-Pionierkompanie dar. Den Ausdruck Betriebsunternehmen hat auch kürzlich ein Kriegsberichtersteller angewandt, der das weitverzweigte „Geschäft“ und die mannigfachen Betriebe einer Landwehr-Pionierkompanie im Norden des westlichen Kriegsschauplatzes zu besch-

tigen Gelegenheit hatte. Wenn sich diese Schilderung in der Hauptsache darauf beschränkte, mitzuteilen, wie die Pioniere große, bereits vorhandene und unzerstörte Betriebe sich nutzbar machten, stillliegende Fabriken unter Heranziehung von Zivilarbeitern zur Herstellung von Kriegsmaterial wieder einrichteten, so will ich mit diesen Zeilen bekanntgeben, wie Findigkeit und Behelfsvermögen der Angehörigen einer Landwehrkompanie sich alles nutzbar zu machen wissen und oft aus dem Nichts heraus etwas schaffen, was der Truppe, der ganzen Armee, von Vorteil ist.

So absurd es klingen mag, aber es gibt Unterstände in den vordersten Schützengräben mit elektrischer Beleuchtung, gar nicht davon zu sprechen, daß in den in Reichweite feindlicher Artilleriegeschosse liegenden Dörfern an der Maas mit ihrer billigen Wasserkraft das elektrische Licht die primitiven Wohngelegenheiten der dort im Quartier liegenden Soldaten abends erhellt. Wo fertige, nur wenig zerstörte Elektrizitätswerke sich befanden, da war die Sache noch ziemlich einfach. Ein paar Monteure und Elektrotechniker wurden kommandiert, und spätestens in ein paar Tagen hatte jeder Mann im Ort seinen „Anschluß“. Häufig aber muß eine Mühle ihre ursprüngliche Bedeutung erweitern. Sie mahlt zwar weiter Mehl, während tiefe Löcher rund um das Gebäude — Löcher, die sich täglich vermehren — anzeigen, daß auch die französische Artillerie nicht nur zum Spaß da ist, aber gleichzeitig hat sie als Lichtquelle eine neue Bestimmung gefunden. Die Schaffung solcher und ähnlicher Einrichtungen ergibt sich oftmals erst aus dem augenblicklichen Bedürfnis, sie werden manchmal nur kurze Zeit in Anspruch genommen, meist bleiben sie aber dauernd im Gebrauch.

In Ch. bauten wir drei große Brücken (das war schon im September). Das Holz mußte erst gefällt werden. Um die Bearbeitung schneller und rationeller zu gestalten, wurde das halbzerstörte Gatterwerk einer landwirtschaftlichen Maschinensabrik in Betrieb gesetzt. Unter den Landwehr-Pionieren, deren Mannschaft aus allen Berufs- und Erwerbsstufen zusammengesetzt ist, gibt es eben für alles Leute, die damit umzugehen wissen. Auf irgend einem Misthaufen lag an der Brückenstelle ein Kastenwagen mit einer Motorsäge, die in Friedenszeiten dazu benutzt worden sein mag, den Bauern das Brennholz vorm Hause zu schneiden. Sie wurde aufgerichtet, Benzol auf den Rotor gefüllt, und schon brummte der Apparat. Die Trommsäge hatte ausgepielt. Der bereits erwogene Gedanke, die Motorsäge dem Kompaniepark einzuverleiben und unter Anfügung eines Dynamos als fahrbares Elektrizitätswerk in Betrieb zu nehmen, kam nur deshalb nicht zur Ausführung, weil unsere anderweitige Verwendung eine bisher schnell kam. Es ist wohl selbstverständlich, daß Feldbahnen und Straßenwägen, da wo sie gebraucht werden können und vorhanden sind, auch in Anspruch genommen werden. Wir haben wiederholt Gelegenheit gehabt, solche Hilfsmittel zu gebrauchen.

Die hygienischen Einrichtungen in Frankreich sind nicht gerade mustergültig, obwohl es unsere Nachbarn in hohem Maße verstanden haben, sich technische Neuerungen zunutze zu machen. Man kann in Häusern mit elektrischem Licht und neuestem Komfort, vergeblich nach einem — Abort suchen, und findet man ihn, so ist er, seiner technisch etwas merkwürdig durchdachten Anlage wegen oft nicht zu benutzen. Eine private Badeeinrichtung habe ich überhaupt noch nicht angetroffen. Aber in M., wo wir im November waren, gab es „bains thérapeutiques“, wie sich das außer Betrieb befindliche städtische Badhaus nannte. Es wurde sofort instand gesetzt und zum „Badhaus der 1. Landwehr-Pionierkompanie S. A. R.“ erhoben. Da konnte sich dann jeder mal wieder gründlich bleichen lassen. Nicht immer findet man solche Einrichtungen fertig vor. Unser gegenwärtiges Badhaus besteht in einem Verschlag, in welchem das warme Wasser in einem großen Waschkessel hergestellt, das kalte durch eine irgendwo gefundene Zentrifugalpumpe aus der Tiefe heraufbefördert wird und die richtige Mischung in einer Zinkwanne dem „Badegeist“ überlassen bleibt.

In M. legten wir auch den Grundstock zu der Abteilung „Landwirtschaftliche Produkte“. Wir übernahmen von einem den Standort wechselnden Infanteriebataillon mehrere Kühe, Schafe und Schweine. Das gab zunächst etwas „zum Zuspitzen“. Inzwischen haben bereits zwei Kühe gekalbt, sie liefern Milch und somit seit kurzem auch Butter für die Kompanie, und die Schafe waren so freundlich gewesen, bis jetzt schon sieben Lämmern das Leben zu geben; für Nach-

wuchs wird also Sorge getragen. Zu diesem Betriebszweig gehört auch die Bestellung „unserer“ Gärten und Acker. Da gibt's viel zu tun. Der französische Bauer scheint im allgemeinen etwas faul zu sein. Auf die Ausnutzung seines Grund und Bodens legt er, wie der Augenschein lehrt, nicht allzu viel Gewicht. Vieles muß da nachgeholt und der Zivilbevölkerung begreiflich gemacht werden. Die großen Misthaufen, welche hier vor allen Häusern liegen und die Straßen säumen, werden auf die Acker gefahren, jeder Truppenteil hat sein bestimmtes Stück Land, sountsoviel Morgen, zur Bestellung überwiesen bekommen. Besser sieht es in den Gärten aus, die viel köstliches Spalierobst, oft als Laubengänge gezogen, zeigen. Fast alle Gärten werden gegenwärtig vom „Kriegsschutt“ gesäubert und umgegraben, um demnächst mit Frühgemüsen bepflanzt zu werden.

Zu dem „Brückenmacherhandwerk“, einem der Haupttätigkeitsgebiete der Feldpioniere, die unter höchster Ausnutzung des vorhandenen, sehr oft auch nicht vorhandenen Materials in ganz kurzer Zeit eine auch für den stärksten Verkehr auf Jahre hinaus benutzbare Brücke von beliebiger Länge und Höhe bauen, aber auch Brücken gewissermaßen „auf Abruf“ herstellen, d. h. das umfangreiche Material für eine Brücke, die Pfähle, Schwellen, Streckballen und den Belag für eine bestimmte Übergangsstelle, deren Lage natürlich vorher festgestellt werden müssen, fertig zur Aufstellung machen, und wenn dann der geeignete Moment für die Aufstellung gekommen ist, das gesamte Material an Ort und Stelle transportieren und aufbauen, — kam in diesem Kriege, der so hohe Anforderungen an die technische Ausbildung und die Leistungsfähigkeit der Pioniere stellte, ein weiterer, oft in Anspruch genommener Betriebszweig: Straßen- und Wegebau. Das ist nun zwar eine sehr interessante und abwechslungsreiche Beschäftigung, wenn es sich dabei um eine neue Straße oder einen neuen Weg, vielleicht sogar noch durch einen Wald, handelt, aber wenn es sich um infolge hoher Inanspruchnahme durch Etappenfuhrwerke und Automobile zerfahrene und verschlammte Chaussees mit Granatlöchern von einigen Meter Durchmesser, oder Feldwege ohne Wasserabfluß handelt, dann haben die „Schlammkräher“ (so heißen hier die technisch und militärisch ausgebildeten Straßenbauer) Arbeit. Da muß zunächst einmal der dicke Dreck weggefracht werden, dann für gründliche Kanalisation durch Abflußgräben oder Sickerlöcher gesorgt und schließlich die Straße anständig befestigt, und mit Schotter und Kies belegt werden. Das Material für den Straßenbau besteht meist nur aus den ausgebrannten Kalksteinen der Brandmauern eines in der Nachbarschaft gelegenen zerstörten Dorfes, und sehr oft müssen solche Arbeiten im feindlichen Granatfeuer ausgeführt werden, oder französische Flieger versuchen, durch Bombenangriffe ihre Ausführung zu behindern.

Aber auch technisch feinere Arbeiten, deren Ausführung unter Berücksichtigung der Schwierigkeiten in Bezug auf die Beschaffung und Herstellung des erforderlichen Materials dem Fachmann im Frieden unmöglich erscheinen würde, werden in Angriff genommen und mit verblüffendem Erfolg ausgeführt. In D., einem einstmals betriebsamen Landstädtchen an der Maas, ist auch das Elektrizitätswerk und ein großes Sägewerk, beide durch Wasserkraft betrieben, nicht allein zerstört, sondern auch bis auf die kläglichen Überreste der aus dem schäumenden Wasser ragenden Grundmauern verbrannt worden. Aber eine Landwehr-Pionierkompanie hat Maurer, Zimmerleute, Eisenarbeiter, Elektrotechniker und Mühlenbauer. Während die Maurer die Brandmauern wieder hochführten, die Zimmerleute die Dachkonstruktion vorbereiteten und der Dachbeder sich um die Beschaffung von Ziegeln bemühte, brachte der Mühlenbauer das große und zur Hälfte verbrannte Schaufelrad sowie die Kammräder in Ordnung, die Eisenarbeiter beschäftigten sich mit der Transmission und den Schneidemaschinen und der Elektrotechniker hatte schon irgendwo einen Dynamo entdeckt, der nicht allein das neue Sägewerk erleuchtete, sondern darüber hinaus als Lichtquelle in Anspruch genommen werden konnte. Raum eine Woche, nachdem die Arbeiten begonnen waren, stand das Sägewerk der Landwehr-Pionierkompanie gebrauchsfertig da und die ersten Aufträge, bestehend in der Aufbereitung langer Bretter und Bohlen für Unterstände und Baracken, wurden erledigt.

Und mit dem Sägewerk war gleichzeitig neu entstanden eine Dreherei, eine Schlosserei, eine Schmiede, und — eine Automobilwerkstätte. Denn auch Auto-

mobile können die Landwehrpioniere bauen. Das Fahrgeklirr eines kriegsmüden Autos lag irgendwo an einem Abhang, wo es ausruhte von allzu starker Inanspruchnahme; der Motor war schon anderweitig in Anspruch genommen und mußte wo anders gesucht werden, ebenso wie der Aufbau und die Bereifung. Die Zusammenziehung ist für Automobil-Monteurs eine Kleinigkeit; fehlende Teile werden auf der Drehbank einfach neuhergestellt. Es fehlt tatsächlich nur noch eine Zündkerze, und die läßt man einfach aus Deutschland kommen.

So könnte ich noch manches erzählen von der Vielseitigkeit unserer Landwehrpioniere, deren beruflicher und militärisch-technischer Vorbildung keine Aufgabe unmöglich erscheint. Fabrikanten, Bauunternehmer, Handwerksmeister und Gesellen arbeiten hier Hand in Hand; die Erfahrungen des einzelnen kommen nicht allein der Gesamtheit zugute, sie helfen auch zur Ausnutzung aller Vorteile und tragen ihr gut Teil dazu bei, die unseren Feinden gegenüber bewiesene Überlegenheit nicht allein in der offenen Feldschlacht, sondern auch in dem jetzigen ebensoviel technische als physische Leistungsfähigkeit erforderlichen Stellungskampfe zu zeigen.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Conan Doyle als Prophet. Sir Arthur Conan Doyle, der Erfinder spannender Detektivgeschichten, der bekanntlich jetzt zu den größten Schreibern gegen Deutschland gehört, hat sich nicht wenig darauf zugute getan, daß er „den deutschen Unterseebootkrieg vorausgesagt hat.“ In einer auch bei uns vielfach erwähnten Novelle „Gefahr“, die er im Juli 1914 im „Strand Magazine“ veröffentlichte, gibt er nämlich „Auszüge aus dem Schiffsbuch des Kapitäns John Sirius“, der mit einer Flottille von 8 Unterseebooten die Themse und Southampton blockiert und alle englischen Handelsschiffe torpediert. Diese Prophezeiung einer möglichen Aushungerung Englands ist ja wirklich den Ereignissen vorausgeleitet. Aber dem Schöpfer des „Sherlock Holmes“ wird jetzt vor seinem eigenen Ruhme bange, und er fühlt sich bemüht, sich gegen eine recht lächerliche Beschuldigung zu verteidigen. Die Deutschen sollen nämlich nach der Ansicht mancher Engländer „die Unterseeblockade von ihm gelernt haben“, und der Dichter hätte so durch die Ausschweifungen seiner kühnen Phantasie dem Feinde die Waffen in die Hand gegeben. Sir Arthur erklärt nun im „Star“, seine Ideen seien wohl nicht ganz so neuartig, wie man annehme. Der Gedanke eines Unterseebootkrieges gegen Handelsschiffe als einer Gefahr für Großbritannien habe ihn im Februar des vergangenen Jahres zuerst beschäftigt. „Ich schrieb dann meine Geschichte als eine Warnung und endete sie mit Vorschlägen verschiedener Art, dieser Gefahr für unser Land entgegenzutreten; aber alle diese Pläne würden mehrere Jahre zur Ausführung in Anspruch nehmen, so daß, selbst wenn meine Worte einiges Gewicht hätten, meine Gedanken nicht hätten ausgeführt werden können in der Zeit, die verstrichen ist, da ich sie aussprach. Eine meiner Ideen war, daß wir eine Flotte von Unterseebooten haben müßten, die uns Nahrungsmittel zuführen. Ein anderer Plan beschäftigte sich mit einem Tunnel durch den Kanal, so daß wir eine Landverbindung mit Marseille erlangen könnten, von der wir alles Getreide des Ostens bekommen könnten. Drittens schlug ich vor, man solle die heimische Landwirtschaft ermutigen, mehr für die Ernährung unserer Bevölkerung zu tun.“

Der Sappenkrieg. Ein Kriegsteilnehmer an der Ostfront hatte unlängst Gelegenheit, den Sappenkrieg aus eigener Anschauung kennen zu lernen und schreibt darüber der „Neuen politischen Korrespondenz“: „Die Pioniere hatten 3 Sappen vorgetrieben; Punkt 8 Uhr vormittags sollten die Minen entzündet werden; die Infanterie mußte schußbereit sein, um den Gegner, wenn er nicht in die Luft flog, niederzuschießen. Vorher war der Feind durch größere Minenwerfer müde gemacht worden. Als Punkt 8 Uhr die heftige Detonation von den Minen erfolgte, kamen einige Minuten atemloser Spannung, was nun wohl erfolgen würde. Plötzlich hörte man eine Stimme rufen: die Russen kommen. Und tatsächlich kamen auch einige hundert Russen angelaufen, aber ohne Gewehre. In ihrer Angst, in die Luft ge-

prengt zu werden, liefen sie zu uns über, wobei allerdings noch mancher einer russischen Kugel zum Opfer fiel; denn die hintere Linie schießt auf ihre eigenen Leute, wenn diese überlaufen. Denen aber, die glücklich an unseren Schützengraben ankamen, sah man die helle Freude an, daß sie ihr Leben gerettet hatten. Ihren Proviant an Brot und Zucker tauschten sie gegen anderes mit unseren Leuten aus, und ebenso gaben sie gern Handschuhe und Waschlappen ab. Die Munition warfen sie fort; sie haben immer nur den einen Gedanken: fort aus dem Feuer, fort nach „Germannja“.

Eine Redaktionskonferenz bei Reuter. Die englische Wochenschrift „Truth“, die ein weißer Mabe unter den englischen Blättern zu sein scheint, hat kürzlich über die Art, wie die englischen Bügenachrichten zustande kommen, eine Satire gebracht, die uns mehr Spaß machen dürfte als den Engländern. Ort der Handlung: das Zimmer des Chefredakteurs eines Telegraphenbureaus. — Der Chefredakteur (drückt auf den elektrischen Knopf und begrüßt seinen eintretenden Mitarbeiter): „Nun, Slopsey, gibt es nicht irgend eine aktuelle Morbidität oder sonst etwas Aufregendes?“ — Der Mitarbeiter: „Nichts Interessantes. In Frankreich gießt der Regen in Strömen; alle haben Rheumatismus, und der Sämling ist so dick, daß niemand auch nur einen Fuß vorsehen mag.“ — Der Chefredakteur: „Wie gut, daß es den verwünschten Deutschen dort ähnlich geht! Was gibt es sonst Neues vom Kriege?“ — Der Mitarbeiter: „Hier ist ein Telegramm, wonach die Franzosen unter General Pau (Satz-Lothringen) erobert haben — wenigstens beinahe; außerdem haben sie unter den Bayern ein furchtbares Blutbad angerichtet.“ — Der Chefredakteur: „Aber sehen Sie mal, Slopsey, das scheinen mir doch dieselben Dörfer zu sein, die in der vorigen Woche bereits durch die Belgier eingenommen wurden. Da ist es besser, wir lassen diese Blöße jetzt durch einen Bajonettangriff unserer englischen Truppen erobern und töten dabei 5000 Sachsen. Wir müssen unbedingt diesmal von Sachsen sprechen; denn es ist schon lange her, daß wir sächsische Tote hatten. Modieren Sie also die Franzosen aus; über die wird schon viel zu viel geschrieben.“ — Der Mitarbeiter: „Durch wen lassen wir aber diesmal den Bajonettangriff unternehmen? Die Schotten waren in der vorigen Woche an der Reihe, und die Iren haben bereits am Donnerstag „gearbeitet“. Heute war aber Sir Peter Swizzlehurst hier und fragte, ob wir denn nicht etwas für seine Hindus und Sikhs tun könnten. Er versicherte, daß dies für unser Weltreich von Nutzen sein würde.“ — Der Chefredakteur: „Oberst Swizzlehurst ist ein großer Esel; aber er ist mit Ritzener befreundet. Lassen wir also ein sächsisches Armeekorps durch die Sikhs vernichten. Wir könnten dabei auch noch die rührenden letzten Worte eines sterbenden Sikhs anführen.“ — Der Mitarbeiter: „Ich weiß wahrhaftig nicht, was so ein Sikh in seiner Todesstunde zu sagen pflegt; aber schließlich haben die Leute, die unsere Telegramme lesen, ebenso wenig einen Sikh gesehen wie wir.“ — Der Chefredakteur: „Donnerwetter, Slopsey, seien Sie doch nicht so schwerfällig! Wir nennen den sterbenden Sikh zum Beispiel Radjah Montankar und lassen ihn fallen, mit dem einen Arm ein Feldgeschütz umschlingend, und den anderen zum Himmel erhebend, während er stammelt: „Ich sterbe für das englische Weltreich.“ — Der Mitarbeiter: „Könnten wir ihn nicht vielleicht singen lassen: God save the King? Das wäre doch stilvoller.“ — Der Chefredakteur: „Weinet halbes kann er auch singen — wie Sie wollen! Haben Sie übrigens nichts Neues für die „Grenelabteilung“?“ — Der Mitarbeiter: „Ich fürchte, daß alle Kriegsereignisse bereits zu sehr verbraucht sind. Die Geschichte von Löwen und der Kathedrale von Reims wird nachgerade altbacken.“ — Der Chefredakteur: „Aber gut waren diese Geschichten doch, Slopsey! Halten Sie auch immer Bombenanschläge auf Lager. Töten Sie noch einmal 50 000 Österreicher. Lassen Sie einen Aufstand in Ostpreußen ausbrechen und kündigen Sie bestimmt an, daß die Vereinigten Staaten Deutschland den Krieg erklären wollen. Lassen Sie die Russen mit sieben Mann eine Stadt erobern. Und wenn Sie heute noch etwas zur Spaltenfüllung brauchen, dann lassen Sie eine Epidemie im Heere des Kronprinzen ausbrechen, zum Beispiel eine Masernseuche. Ich gebe jetzt frühstücken, Slopsey; hören Sie mich also nicht, wenn etwa wirklich Berichte einlaufen sollten.“